



## Aus Liebe stumm.

(Nach einer piemontesischen Chronik.)

(Beschluß.)

In einer blutigen Schlacht, die in der Nähe der Stadt Rouen geschlagen wurde, sah sich der König von Frankreich, der muthig mit seiner Person an dem Kampfe Theil nahm, plötzlich von einem Haufen von Feinden umgeben. Obgleich allein gegen zwanzig, bot er ihnen doch tapfer die Spitze, aber trotz seinem Heldenmuth wurde er der Ueberzahl bald unterlegen sein, als Saint Pierre, immer stumm, aber schrecklich auf die Feinde stürzte, mit vier Schlägen seiner Streitart vier der tapfersten Gegner niederschmetterte und die anderen in die Flucht trieb. Der König, der so aus der größten Gefahr gerettet worden war, umarmte den stummen Ritter herzlich, hing ihm eine schwere goldene Kette um, die er an diesem Tage trug, und übertrug ihm den Befehl über die Elitentruppen seines Heeres.

In dieser hohen Stellung strahlte die Tapferkeit Saint Pierres in noch hellerem Glanze als je. Der König von Frankreich, der die innigste Freundschaft zu ihm gefaßt hatte, begnügte sich nicht, ihn mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen und seine Schätze mit ihm zu theilen, er wollte ihm auch, nachdem er ihm Beweise von Dankbarkeit gegeben, seine Liebe bethätigen. Herzog durchzogen das Reich und verkündeten in allen großen Städten, daß eine glänzende Belohnung denjenigen erwarte, welcher dem muthigen Freunde des Königs die Sprache wieder zu geben vermöchte. Andere Boten machten dasselbe in den Hauptstädten der benachbarten Staaten bekannt.

Aus allen Theilen Europas strömten die Aerzte, gelockt durch die verheißene Belohnung, herbei. Ihre Anzahl war so groß, daß St. Pierre, statt seine Gesundheit, d. h. die Sprache wieder zu finden, gewiß in Todesgefahr gekommen wäre, wenn er alle Mittel versucht hätte, die ihm empfohlen wurden. Der König ließ deshalb auch, um seinen Günstling von dieser Gefahr zu befreien, bekannt machen, daß er zwar die verheißene Belohnung demjenigen geben würde, welcher dem Stummen die Sprache zurückzugeben im Stande sei, daß aber alle diejenigen, welche die Heilung begonnen und nichts bewirkten, ihre Unwissenheit und Anmaßung mit ihrem Leben büßen sollten.

Die Aerzte kehrten, wie man sich leicht denken kann, eben so schnell zurück, als sie gekommen waren; nur zwei blieben,

der erste, weil er sehr gelehrt war, und nach der gründlichen Untersuchung des Sprachorgans des Ritters dasselbe so vollkommen gebildet gefunden hatte, daß es ihm unbegreiflich erschien, warum Saint Pierre nicht sprechen sollte, sobald ihm das Sprechen recht gründlich und wissenschaftlich gelehrt würde; der zweite, weil er gar nichts verstand, und folglich auch an nichts zweifelte.

Beide bemühten sich indeß vergebens, Saint Pierre von dem Gebrechen zu heilen. Die Wissenschaft und die Gelehrsamkeit des Einen vermochte so wenig, als die Anmaßung des Anderen. Die Zeit, welche man ihnen bewilliget hatte, um ihr Unternehmen zu Ende zu bringen, war fast abgelaufen, und Saint Pierre noch so stumm, wie im Anfange, und die unglücklichen Aerzte sahen sich genöthigt, einzugestehen, daß sie nichts vermöchten. Sie thaten dies und baten zugleich um Gnade, denn, sagten sie, wenn ihnen nicht gelungen, was sie unternommen, so liege dies weniger an ihnen, als an der Natur, oder an dem Kranken. Die Behörden hatten bereits die Befehle des Königs erhalten, ließen sich mit solchen leeren Entschuldigungen nicht abspeisen und warfen die beiden Aerzte in das Gefängniß. Schon war der Tag, an welchem sie hingerichtet werden sollten, bestimmt, schon wurde das Blutgerüst aufgebaut, als eine junge Wittve von seltener Schönheit an dem Hofe Frankreichs erschien und zu dem Könige geführt zu werden bat.

Als man sie zu dem Könige geführt hatte, sprach sie: „Ich habe ein unfehlbares Mittel entdeckt, das Eueren tapferen Freund heilen wird; auch bitte ich nur um eine kurze Zeit, um diese wunderbare Heilung zu bewerkstelligen. Nach drei Tagen soll die Hinrichtung der beiden tollkühnen Aerzte erfolgen, welche in dem Unternehmen, das sie begonnen, scheiterten; nach drei Tagen werde ich die versprochene Belohnung verdient haben, oder mit den beiden Aerzten auf das Blutgerüst steigen.“

Der König, auf welchen die Schönheit, das Selbstvertrauen und das edele Benehmen der Unbekannten einen tiefen Eindruck machten, ließ es nicht an väterlichen Ermahnungen und ernstlichen Vorstellungen fehlen, aber die Dame unterbrach ihn und sprach: „Ich bin des Erfolges vollkommen sicher; laßt mich handeln; binnen Kurzem wird Euer Freund reden.“

„So versucht es,“ sprach der König, „da Ihr Euerer Sache so gewiß seid; aber erreicht, was Ihr versprecht, denn

wenn es Euch nicht gelänge, würdet Ihr keine Gnade von mir zu erwarten haben.“

„Ich werde nicht um Gnade bitten,“ antwortete die Unbekannte entschlossen und sie ließ sich zu Saint Pierre führen. Bei dem Anblicke des Ritters glaubte Caïa, denn sie war es, in Ohnmacht fallen zu müssen, bald aber faßte sie wieder Muth, trat erröthend zu dem jungen Manne und sprach mit bewegter Stimme zu ihm: „Erkennt Ihr mich? Redet! Redet! Ich that Unrecht, als ich glaubte, ein Mann wie Ihr sei der Beständigkeit und der Verschwiegenheit nicht fähig. Redet, ich entbinde Euch des Schwures, den ich in einem Augenblicke des Mißmuthes von Euch verlangte. Ach, wenn Ihr wüßtet, wie sehr ich Euern Muth und Euern großen Character bewundere! Sprecht mit mir! Redet mit mir, ich beschwöre Euch!“

Saint Pierre antwortete auf diese lieblosen Worte nur mit einem traurigen Lächeln.

Höchlich verwundert hat ihn Caïa, aber immer vergebens, das Schweigen zu brechen; sie gab ihm die süßesten Namen und verband mit den inständigsten Bitten die lieblichsten Schmeicheleien. Saint Pierre antwortete auf ihre Seufzer mit Seufzern, aber sein Mund öffnete sich nicht und seine Zunge blieb gebunden. Die schöne Italienerin verließ ihn endlich, trostlos über dieses unerklärliche Schweigen, mit Thränen in den Augen und mit schwerem Herzen.

Den andern Tag fand sie sich von neuem bei dem Geliebten ein.

„Saint Pierre,“ sagte sie zu ihm, „könntet Ihr so sehr an der redlichen Meinung derjenigen zweifeln, die Euch mehr liebt als ihr Leben? Könntet Ihr glauben, daß diese meine Bemühungen nur eine neue Prüfung sein sollten? Ach, glaubt das nicht.“

Nach einiger Zögerung und einer kurzen Pause fuhr sie mit Wärme fort:

„Zweifelst Du noch immer daran, daß ich es aufrichtig meine? Du antwortest mir nicht, Grausamer? Nun wohl,“ setzte sie erröthend hinzu, „wenn Du noch immer zweifelst, so sprich nur die drei Worte: „ich liebe Dich!“ und ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau, daß ich Deiner Liebe nichts, nichts versagen werde.“

Diese Versicherung erschütterte den Muth des Ritters; schon bewegten sich seine Lippen, schon machte sein Mund eine Bewegung, als wolle er sich öffnen; aber St. Pierre nahm seine ganze Entschlossenheit zusammen, kämpfte seine erste Regung nieder und machte sich von der reizenden Dame los, die ihn so liebewarm bat. Die schöne Caïa vergoß, als sie ihn selbst bei der so zärtlichen Bitte unerschütterlich fand, reichliche Thränen, und als sie sich entfernte, wußte sie selbst nicht, was sie in ihrem Herzen mitnahm, ob Zorn, ob Verzweiflung, ob Liebe.

Die ihr bewilligte Frist verstrich; noch ein Tag und Caïa mußte sterben, wenn Saint Pierre nicht sprach. Die Italienerin, die an dem Leben hing, weil sie liebte, entschloß sich, einen

letzten Versuch zu machen und ging noch ein Mal zu ihrem Geliebten.

„Liebst Du mich?“ fragte sie ihn, sobald sie ihn erblickte.

Saint Pierre legte die Hand auf sein Herz und erhob die Augen gen Himmel, als wolle er denselben als Zeugen seiner Liebe anrufen.

„Willst Du meinen Tod?“

Saint Pierre machte eine Bewegung des Abscheues.

„Nun, so sprich, sonst muß ich, Du weißt es, sterben.“

Saint Pierre sah sie mit zärtlichem und kummervollem Blicke an, aber er schwieg.

„Grausamer!“ sprach da Caïa mit Leidenschaft; „warum läßt Du mich in Deinen Blicken so viel Liebe lesen und bleibst doch stumm bei meinen Bitten? Warum heuchelst Du Liebe zu mir, wenn Du meine Liebe verschmähst und, treu dem unsinnigen Schwure, dessen ich Dich entbunden habe, durch Dein fortwährendes Schweigen mein Todesurtheil sprichst? Nein, Du liebst mich nicht, ich kann es nicht glauben, und ich traure nicht darum, daß ich das Leben verlieren soll, sondern daß ich Deine Liebe verloren habe. Verlangst Du einen Beweis von der meinigen, kannst Du an ihr noch zweifeln, so zögere nicht länger, schließe mich in Deine Arme, ich bin die Deinige.“

Saint Pierre drückte sie liebend an sein Herz, aber auch da öffneten sich seine Lippen nur für Seufzer; er sprach kein Wort, er antwortete mit keinem Wort der Liebe auf die leidenschaftlichen Liebkosungen, auf die süßesten, schmeichelndsten Worte der unglücklichen Caïa. Die Italienerin erschrak nun ernstlich über dieses Schweigen. Saint Pierre konnte an ihren Gefühlen nicht mehr zweifeln und doch blieb er fortwährend stumm. Sollte seine durch zu langes Schweigen gelähmte Zunge nicht wieder gelöst werden? War er wirklich stumm geworden, nachdem er sich so lange stumm gestellt? Wußte er nicht, daß Caïa an demselben Tage das Blutgerüst besteigen sollte? Sie mußte ihn jetzt verlassen und sie vergoß in diesem schmerzlichen Augenblicke nicht eine Thräne, sie sprach keine einzige Klage aus; sie streckte schweigend ihre Arme dem Geliebten entgegen und der letzte Kuß, der letzte, von dem sie vielleicht noch das Leben erwartete, war stumm.

Schon war das Schaffot aufgebaut; eine ungeheuere Menschenmenge hatte sich auf dem Plage versammelt, auf welchem die Hinrichtung erfolgen sollte. Caïa's Haupt sollte zuerst fallen. Todtenbleich erschien sie inmitten des schauerlichen Zugcs; mit wankenden Schritten stieg sie auf das Blutgerüst hinauf; schon schwebte das Beil über ihrem Haupte.

„Haltet ein!“ rief mit einem Male mit donnernder Stimme zum allgemeinen Erstaunen der versammelten Menge ein Ritter, der neben dem Könige stand. „Haltet ein! Ich habe die Sprache wieder gefunden.“

Dieser Ritter war Saint Pierre. Caïa hörte ihn, sah ihn, streckte ihm die Arme entgegen und sank in Ohnmacht. Die Menge, die sich eben über das Schauspiel der bevorstehenden Hinrichtung gefreut hatte, freute sich noch mehr über die glückliche Wen-

dung, drängte sich um die schöne Fremde, lösete die Fesseln derselben, trug sie im Triumphe davon, und aus den Armen des Volkes sank Caïa in die Arme ihres Geliebten.

„Saint Pierre,“ sagte sie, als sie wieder zum Bewußtsein erwacht war, „ich gestehe es, daß ich gesteht, daß ich Dich falsch beurtheilt habe; vielleicht hatte ich die Strafe verdient, die Du mir wegen meines thörichten Einfalles ertheilt hast, aber ich überlasse Deinem Herzen die Entscheidung, ob Du nicht noch grausamer gehandelt hast, als ich.“

„Danke dem Himmel dafür, daß mein Herz schwach war,“ entgegnete Saint Pierre mit einem Seufzer; „ein Anderer hätte vielleicht das Beil niederfallen lassen. Caïa, die Prüfung, zu der Du mich verurtheilt hattest, ist eine Kränkung, die nur die Liebe verzeihen kann.“

Die Liebe verzieh. Saint Pierre vermählte sich mit Caïa und ihre Vermählung wurde durch die glänzendsten Feste, sowie durch ein Turnier gefeiert, an welchem der König von Frankreich persönlich Antheil nahm. Die beiden Kerker, welche in dem Kerker den Tod erwarteten, vergaß man ansangs, und als man ihnen ihre Freiheit schenkte, machten beide auf die versprochene Belohnung Anspruch. „Hat der Stumme nicht gesprochen?“ sagten sie. Beide glaubten ohne Zweifel, er habe die Sprache durch ihre Mittel wieder erlangt.

### Der Begnadigungsbrief.

Ungefähr um die Mitte des Monats März 1788 erschien der Kammerdiener des Herrn von Maurepas früh um fünf Uhr bei diesem Minister, um ihm den geheimnißvollen Besuch des Grafen von L., eines Verwandten Sr. Excellenz, zu melden. Der alte Minister war bereits aufgestanden. Er hatte, obgleich fast ein Achtziger, seine jugendliche Thätigkeit behalten, deren Ueberreste er auf lächerliche, unnöthige Dinge, auf Kleinlichkeiten, auf literarische Arbeiten u. verwendet. Sobald der Angemeldete auf der Schwelle des Cabinets erschien, verdeckte der Minister die angefangenen Verse, mit denen er sich eben beschäftigte, streckte die Hand gegen den Grafen aus und sagte:

„Sachte! lieber Graf, sachte! Gehen Sie nur auf den Fußspitzen, thun Sie, als lägen Eier auf dem Fußboden, denn der König schläft gerade unter uns. Gleiten Sie leicht obenhin, treten Sie nicht auf, wecken Sie um Gotteswillen Se. Majestät nicht auf!“

Der Herr von Maurepas hatte in Versailles eine Wohnung über dem Schlafgemache des Königs inne und Ludwig XVI. sagte denn auch bei dem Tode des Ministers:

„Ich werde meinen Freund nicht mehr früh aufstehen hören.“

Der Graf gehorchte der Weisung, die ihm gegeben wurde, ging ganz leise weiter, setzte sich auf einen Sessel nieder und drückte dem Minister schweigend die Hand.

„Was ist Ihnen, Better?“ fragte ihn Maurepas; „Sie sehen recht niedergeschlagen aus.“

„Das bin ich auch.“

„Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen?“

„Das nicht gerade, — ich möchte Sie um einen Begnadigungsbrief bitten.“

„Für Sie selbst? Sprechen Sie.“

„Von mir handelt es sich durchaus nicht, aber von Jemandem, an dem ich innigen Antheil nehme.“

„Um was handelt es sich?“

„Ein Duell . . .“

Bei dieser Antwort schob der Herr v. Maurepas seinen Sessel zurück, der dicht an dem des Grafen gestanden hatte, und sagte:

„Sprechen wir nicht mehr davon; was Sie von mir verlangen, ist unmöglich. Se. Majestät haben geschworen, das Gesetz gegen den Zweikampf auszuführen zu lassen und niemals eine Begnadigung zu gewähren, und der König wird sein Wort halten . . . Haben Sie selbst ein Duell gehabt?“

„Nein, ich nicht . . .“

„Nun, lieber Better,“ entgegnete der Minister, indem er wieder eine freundliche Miene annahm und dem Grafen von neuem nahe rückte, „wenn Sie sich für den Schuldigen interessieren, so geben Sie ihm eine gut gespickte Börse, setzen Sie ihn in einen Wagen und lassen Sie ihn auf der Stelle nach Deutschland abreisen.“

Der Graf bedeckte sein Gesicht mit den Händen, wahrscheinlich um nachzudenken. Maurepas fuhr unterdeß fort:

„Wohl ein eifersüchtiger Mann, den man dafür züchtigte, daß er gute Augen hatte?“

„Nein.“

„Also ist der Liebhaber geblieben?“

„Nein, der Ehemann.“

„Sie sagten aber eben . . .“

„Ja,“ antwortete der Graf in sichtbarer Verlegenheit, „wenn ich sage der Ehemann, so meine ich eigentlich nicht den Ehemann, sondern . . .“

„Erklären Sie sich deutlicher, Herr Better.“

„Es ist eine seltsame Geschichte.“

„Wirklich?“ entgegnete der Minister, der neugierig wurde.

„Sonst nannte man den Zweikampf ein Gottesgericht; der, für welchen ich Ihre Nachsicht in Anspruch nehme, verdient diesen Namen auch.“

Der Herr von Maurepas, der sehr gespannt war, eine wahrscheinlich noch ganz unbekannt Anekdote zu erfahren, die er dann Abends in seinem Salon erzählen konnte, rückte noch näher an den Grafen, drückte diesem zärtlich die Hand und sagte:

„Ein Mann, der nicht der Mann ist, ein Gottesgericht? Sie machen mich neugierig, Herr Graf; erzählen Sie, erzählen Sie!“

„Neht gern, ich fürchte nur, Ihre kostbare Zeit . . .“

„Keineswegs; der König hat sich gestern auf der Jagd sehr ermüdet, ist spät zu Bett gegangen und wird nicht so früh aufstehen als gewöhnlich. Wir haben Zeit.“

„Vor acht Jahren hatte ein Herr von Nigremont, den Sie nicht kennen . . .“

„Doch, lieber Graf, ich kenne einen Nigremont.“

„Wenn Sie wirklich einen Nigremont kennen, so ist es sicherlich nicht der, von welchem ich sprechen will . . .“

„Ach so!“

„Vor acht Jahren also heirathete der Herr von Nigremont, ein reicher junger Mann von etwa fünfundsanzig Jahren, ein sehr junges ebenfalls reiches Mädchen von vollendeter Schönheit. Aber diese Schönheit hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht, denn er hatte sich nur verheirathet, um seiner Familie gefällig zu sein, deren einziger Sproß er war. Er vernachlässigte seine Frau vom ersten Tage an und kaum war ein Monat vergangen, als er sich vornahm, sie ganz zu verlassen, nicht weil seine Frau ihm mißfiel, nicht weil er eine Abneigung gegen sie fühlte, sondern weil er sie nicht liebte und die Ehe überhaupt haßte. Die Dienerinnen der Madame, die Equipage der Madame, Alles das war ihm lästig und unerträglich. Er verkaufte unter der Hand dasjenige von seinen Gütern, worüber er verfügen konnte, und reisete ab, ohne Jemanden von seinem Plane zu unterrichten und ohne es selbst zu wissen, wann er wohl zurückkommen würde. Die Frau von Nigremont begab sich, in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihrer Eitelkeit, vielleicht in ihrer Liebe verlegt, da ihr der Herr von Nigremont gar nicht mißfallen hatte, wieder zu ihren Aeltern. Es ist ganz die Geschichte wie die des Mannes, der das Glück in weiter Ferne suchte, während er es in seinem Hause zurückgelassen hatte. Die Frau von Nigremont besaß alles, was einen Mann glücklich machen konnte, Jugend, Schönheit, Geist und dabei den sanftesten Character.“

„Sie kennen sie?“ fragte der Herr von Maurepas.

„Einigermassen. Der Herr von Nigremont verließ Frankreich, besuchte die Schweiz, aus der Schweiz begab er sich nach Italien und immer floh er vor seiner Frau, die keine andere Nachricht von ihm erhielt als durch seinen Bankier, den einzigen Menschen in Paris, an den er schrieb. Bald meldete er diesem gar, er gedenke ein oder ein Paar Jahre in Turin zu bleiben, und er verbiete seiner Frau nichts, als ihn in Turin aufzusuchen.“

„Nun, einer solchen jungen Frau wird es in Paris nicht an Liebhabern gefehlt haben,“ fiel der Minister ein, „wenn sie wirklich so schön und lebenswürdig ist, wie Sie dieselbe schildern.“

„Die Frau von Nigremont hat nie einen Liebhaber gehabt; sie begab sich, als sie ihr Mann verlassen hatte, wie bereits erwähnt, zu ihrem Vater und lebte bei diesem auf dem Lande. Ihr Mann verließ Turin nicht und man erfuhr, immer nur

durch den Bankier, daß er dort eine junge Wittwe habe kennen lernen, in welche er sich heftig verliebt. Von da an verging ein ganzes Jahr, ohne daß man wieder etwas von ihm vernahm, und endlich starb er . . .“

„Sie sehen,“ fiel der Herr von Maurepas wieder ein, „es giebt noch einen Gott für die jungen hübschen Wittwen.“

„Ja wohl. Als der Mann gestorben und die Trauerzeit abgelaufen war, wollten die Aeltern die Frau von Nigremont wieder verheirathen und das konnte gar nicht schwer sein, da die Wittwe schön, reich und erst neunzehn Jahre alt war. Es fanden sich mehrere Bewerber, aber die Frau von Nigremont wies sie alle ab. Das Unglück, das sie bei ihrer ersten Verheirathung gehabt hatte, brachte sie zu dem Entschlusse, sich nur mit einem Manne zu verbinden, dessen Werth sie kennen gelernt und dessen Liebe sie sicher zu sein glauben konnte. Der Zufall begünstigte sie; der Herr von Royan . . .“

„Herr von Royan!“ unterbrach der Minister. „Die Royans aus Poitou? die kenne ich. Es dient ein Royan in der königlichen Marine.“

„Nein, Erw. Excellenz kennen den nicht, den ich meine; er gehört einem jüngern Zweige an, der nach der Widerrufung des Edicts von Nantes auswanderte, und dessen letzter Sprößling erst seit etwa zehn Jahren wieder nach Frankreich zurückgekommen ist.“

„Aber wie geht es zu, daß Sie von lauter unbekanntem Leuten sprechen?“ fragte der Minister. „Es handelt sich also um ein Duell unter obskuren Leuten, für die sich Niemand hier interessiert?“

„Ich werde Ihnen Alles das später erklären, Excellenz; erlauben Sie, daß ich fortfahre? Herr von Royan kaufte eine Besizung in der Nähe des Schlosses, welches die Frau von Nigremont bewohnte, und als er sie das erste Mal sah, hielt er sie für ein junges Mädchen. Er sah und liebte sie. Er selbst war damals ein Mann von achtundzwanzig Jahren, sanft, etwas blöde, und wünschte nichts mehr, als ruhig auf seiner Besizung zu leben und mit einer geliebten Frau glücklich zu sein. Die Frau von Nigremont konnte keine bessere Wahl treffen; sie fühlte auch bald selbst die Liebe, die sie in dem Herzen Royans geweckt hatte, und nach kurzer Zeit war sie Frau von Royan. Nie wurde eine glücklichere Ehe geschlossen; die beiden Gatten liebten einander und lieben einander noch unverändert wie vor sechs Jahren.“

„Aber,“ fiel der Minister ein, der ungeduldig zu werden anfing, „aber der Mann ist also nicht in dem Duell geblieben?“

„Nein, Excellenz; ich hatte schon die Ehre, Ihnen dies zu sagen; der Herr von Royan hat einen Bruder . . .“

„Ach, nun merke ich . . .“

(Fortsetzung folgt.)